

„He, Vetter,“ sagte der, „Du hast eine hübsche Braut, das muß Dir der Reid lassen, aber — na, ich will lieber nichts sagen.“

„Was meinst du?“ fragte der Jäger misstrauisch.

„Ich red' nichts weiter. Ich will's nicht mit Dir verderben.“

Der Jäger wandte sich ärgerlich ab. Das Mißtrauen war aber in ihm noch. Lange vor der bestimmten Stunde war er an der Obergmühle und lauerte in einem Waldoerfack bis zur Dunkelheit. Schon glaubte er sich von dem Alten genarrt als er hinter dem Holzstapel eng aneinander geschmiegt ein Pärchen hervortreten sah. Es lachte und küßte sich und verschwand in dem dämmernden Wald. Der Jäger sprang auf und folgte den beiden. Bei dem unsicheren Licht konnte er aber nicht erkennen, wer sie waren. Sie stiegen den Berg hinauf.

„Da sind wir wahrhaftig auf den Teufelsberg gekommen“, hörte der Jäger eine Stimme sagen und erkannte an ihr den Sohn des Obergmüllers.

Durch die Bäume sah er den freien Platz vor sich. Der Mond war aufgegangen. Es war tagesshell. Da drehte sich das Mädchen um. Es war seine Braut. — Ein Schwindel erfaßte ihn. Aufföhnend warf er sich zu Boden und grub das Gesicht in die Hände. „Was war das?“ flüsterte der Sohn des Obergmüllers.

Das Mädchen lachte. „Du Angsthase! Ein Waldvogel war's.“

Der Mann zog das Mädchen in den Steinkreis. Als der Jäger den Kopf hob, sah er die beiden eng beieinander auf dem steinigen Waldboden sitzen. Er hörte das Liebesgeschwätz und das unterdrückte Lachen. Er riß das Gewehr von der Schulter und hob es empor. — Da gewahrte er den Steinkreis um die beiden. Es war ihm, als lägen sie auf einem geweihten Boden. Das morsche Holzkreuz leuchtete im Mondlicht. — Regungslos kauerte der Jäger im Wald, das Gewehr schußbereit. — Das Mädchen sprang auf und blickte sich auf der Höhe um. Wie Gnommen hockten die moosigen Steinblöcke im Kreis um sie.

„Was ist das für eine seltsame Runde?“ fragte sie.

„Der Kreis schützt uns vor dem Bösen“, antwortete der Müllerssohn.

„Du bist ein Narr!“ rief das Mädchen. „Ich will dir zeigen, was der Kreis wert ist!“ Sie sah einen der Steinblöcke und rüttelte daran. Er rührte sich nicht von der Stelle. Da sprang das Mädchen über den Bannkreis und schlang sich auf einen Felsblock. Es hielt die Hände an den Mund und rief ein lautes Juch in das Tal hinunter. — Der Widerhall antwortete. Da fuhr ein scharfer Ton wie ein Peitschenknall durch die Luft. Das Mädchen schrie auf, warf die Arme empor und stürzte von dem Felsen herab. Der Müller stand wie gelähmt im Bannkreise. Ein graufiges Lachen tönte an sein Ohr. Aus dem Wald wuchs eine riesenhafte Gestalt hervor. Eine wahnsinnige Angst packte den Mann. Er sprang aus dem Bannkreis und jagte den Berg hinab. Hinter ihm her dröhnte das schreckliche Lachen. — Der Jäger stellte sich dem Gerichte. Sie sind gnädig mit ihm verfahren. Zehn Jahre Gefängnis lautete der Urteilspruch. —

Da ist die Höhe! —

Sie traten aus dem Wald. Der Widerschein des goldenen Abendhimmels lag auf ihren Gesichtern. Er dachte die Blässe von Jungs Wangen. — Ein paar Schritte stiegen sie noch über das Steingeröll, dann standen sie neben dem Kreuz. Rings um sie lagen die alten Steine im Kreis, halb von krüppeligen Flechten bedeckt. — Bartel zog die Uhr. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, ehe die Geisterstunde des Teufelsberges beginnt.“

Er ging ein Stück den Vergrüchen entlang und spähte in das Tal hinunter. Er kam zurück und schlang sich auf einen mächtigen Felsblock, der umweit des Bannkreises lag. Schweigend blickte er in den verglühenden Abendhimmel. Inge lehnte an dem Kreuz. Sie sah den Mann wie eine Silhouette gegen den hellen Himmel. Auf demselben Felsblock lag wohl jenes Mädchen gestanden haben, als sie die Kugel des Jägers traf. Inge wollte Bartel bitten, in den Kreis zu treten. Sie wagte es nicht. — Die Kühle der Nacht krieg aus den Tälern. Inge schauer'e zusammen. Sie zog den Mantel fester um die Schultern und fühlte, wie der Schweiß aus den Poren trat und die Zähne leise aufeinander schlugen. — Beim Schrei des Waldhauzes schreckte sie zusammen. Ihre Augen suchten den regungslosen Mann. Sie mußte nicht, waren es Minuten oder waren es Stunden, daß sie so stand.

Da hörte sie die Stimme Bartels: „Die Geisterstunde ist da.“

In starrem Schweigen krochen die Minuten. — „Was sehen Sie, Fräulein Inge?“ — „Nichts!“ — Ihre Stimme zitterte. Dann war wieder ringsum das Schweigen der Nacht. Und dann vernahm Inge wieder die Stimme des Mannes. Sie klang wie aus weiter Ferne.

„Sehen Sie, dort steigt es dunkel empor!“

Inge sah über den Bergen eine blaue-schwarze Wolkenwand an Himmel.

„Die Berge recken sich empor. Sie wachsen in den Himmel hinein. Der schneeige Gipfel leuchtet in rosigem Licht. Hinauf! Wir müssen hinauf! Ein schwindelnder Pfad führt zur Höhe, über Geröll und gähnende Spalten. Zahllose Menschen hatten den Weg empor. Todmatt, erschöpft sinken die einen am Wege nieder, die andern eilen achloslos vorüber. Sie sehen den Weg genossen in den Abgrund stürzen, aber sie hasten weiter, wir selbst unter ihnen. Wir sehen den Gipfel vor uns, greifbar nahe.“

„Eine große Frau liegt auf der rechten Hand. Sie nimmt uns und streckt uns die Arme entgegen, sie lächelt süß, verheißend. Ist sie eine Göttin? — Ist sie ein toller Spuk, der uns narri? — Wir stehen mit keuchender Brust. Weiter, weiter hinauf! Die Frau da oben ist das Leben, die Göttin des Glücks! Wird sie uns je in ihren Armen halten?“

Bartel sprang mit einem Satz von dem Felsblock in den Bannkreis. Inge schrie auf. „Sabe ich Sie erschreckt mit meinen Phantastereien?“

Er faßte ihre Hände. Er fühlte, daß sie eiskalt waren.

„Wir wollen gehen, Fräulein Inge! Uns ungläubigen Menschen der Neuzeit tut sich die Erde nicht auf. Außerdem ist es kalt auf der Höhe hier.“

Juwelen-Schwindel.
Von Richard Blasius.

Es ist heutzutage selbst für den Kenner nicht immer leicht, gefärbte Glasstücke von echten Edelsteinen zu unterscheiden, denn die Lichtbrechung des Glases kann so vervollkommen werden, daß sich eine derartige Nachahmung auf den ersten Blick kaum als solche erkennen läßt. Hingeworfene Metallspäne verleihen dem Glase jede gewünschte Färbung und dadurch die Vortäuschung aller Arten von Edelsteinen. Allerdings schleifen sich mit der Zeit die Kanten und Ecken ab, da dem Glase doch die Härte des echten Steines fehlt.

Damit ist eine Erkennungsmöglichkeit durch die Härteprobe gegeben; denn wenn auch das Glas durch gewisse Zusammenfügungen härter gemacht werden kann, so liegt doch die Grenze des dabei zu Erreichenden noch immer ganz erheblich unter dem Härtegrade der Edelsteine. Kann man mit einer Stahlspitze einen geschliffenen Stein ritzen, so erweist er sich von vornherein als Glas. Wenn diese Probe erfolglos bleibt, der Stein aber auf einer Glasplatte Eindrücke zurückläßt, so hat man es mit einem Edelstein zu tun, dessen Härte nun auf einer Topasplatte weiter geprüft werden kann. Unterliegt er bei der letzten Probe, so steht seine Härte also zwischen der des Glases und des Topases. Besteht er sie, so kann er je nach der Farbe ein Chrysoberyll, ein Korund oder ein Diamant sein.

Der Wissenschaftler hat natürlich Methoden, die den Glasfluß untrüglich feststellen, die aber für den Laien nicht in Frage kommen. Schließlich ist auch die Härteprobe dort nicht ausschlaggebend, wo die Fälschung nicht auf Glasfluß beruht, sondern auf Unternehmung eines billigen Steines für einen teuren, z. B. eines Turmalin für einen Rubin, deren Härtegrade nicht erheblich von einander abweichen. Hier muß durch die Methode der spezifischen Gewichtsfeststellung Klarheit geschaffen werden.

Noch bedeutend schwieriger ist die Nachweisung einer Fälschung am gefassten Stein, besonders wenn eine Doublette vorliegt, d. h. wenn er aus zwei übereinander liegenden Schichten besteht, die verschiedenen Materialien angehören, z. B. einer unteren aus blauem Glase und einer oberen aus farblosem Saphir. Derartige Fälschungen erreichen mitunter eine Farbgleichheit mit echten Steinen, die sie von denen zu unterscheiden unmöglich macht. Auch hier ist die Härteprobe natürlich vergeblich.

Durch entsprechende Unterlagen wird auch bei echten Edelsteinen oft ein höherer Wert vorgegaukelt. Diese Fälschung ist die Farbe und erhöht die Leuchtkraft, z. B. wenn ein Rubin mit Gold unterlegt wird.

Im Publikum gibt es Ansichten über Unterscheidungsmerkmale, die absolut hinfällig sind. Da sei nur die Vafenbildung erwähnt, die wie beim Glasfluß auch im echten Stein vorkommen kann. Geradezu irreführend, ja verhängnisvoll ist die Meinung, man könne infolge des hohen Härtegrades der Edelsteine die Probe mit einem Hammerschlage ausführen. Es sind sicher sehr Vermögen durch diese falsche Annahme zertrümmert worden, denn ein Stein mit großer Spaltbarkeit kann auch einem Hammerschlage nicht mehr Widerstand entgegensetzen wie Glas. Dies gilt in erster Linie vom Diamant.

Für den Laien gibt es nur ein Mittel, sich einigermaßen vor Fälschungen zu hüten, und das besteht darin, keine gefassten Steine oder diese nur bei ganz zuverlässigen Fachleuten zu kaufen.

In gebundener Form.
Von Karl J. Bach.

Er aß so lang' von fremden Früchten,
Bis eine ihm im Halse stecken blieb
Und er daran ersticken sollte.

Siefern du deine Zunge hüten kannst,
Hast du das Glück,
Sofern ein wild gewordener Gaul sie ist,
Wach ein!

Wo du zu danken hast und wo du liebst,
Wirft gern vergehen du und leicht vergessen.

Bist ohne Glauben du, so wäre besser,
Du hättest Kinder nie zur Welt gebracht.

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
—
Erscheint
wöchentlich
—
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Geeignete
Beiträge
willkommen.
—
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
—
Schriftleiter:
Paul Quick,
Warburg.

Nr. 7. Samstag, den 4. Dezember 1926. 1. Jahrgang

Die Ausnutzung der Schwerkraft.
Von Dr. J. Esser-Wochum.

Es ist das tragische Los der Naturkräfte, entdeckt, berechnet und ausgenutzt, nicht aber in ihres Wesens Kern erkannt und verstanden zu werden. Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus und Gravitation sind solche unbekannten Kraftgrößen, die seit altersher die Sorgenkinder der physikalischen Wissenschaft, die sonderbarerweise zu phantastischen Bildern greifen muß, um Ansätze zu ihrer Berechnung oder Erklärung für den gemeinen Mann aufzustellen. Erstausführlicher sind diese Berechnungen von meist vollendeter Exaktheit und von so gewaltigen praktischen Wert, daß es heute so viel Sorten von Techniken gibt, als man Kräfte zählt. Gebaut in die Formel des Gesetzes und in die Form der Maschinen liefern die genannten Naturkräfte heute ungezählte Millionen von technisch auszunutzenen Pferdekraften und Kalorien, und auch diese sind nur geringe Bruchteile des ungeheuren Kraftschatzes, der sich aus ihnen gewinnen ließe, wenn man ihr wahres Gesicht erkannt hätte.

Ein wahres Schmerzenskind für Wissenschaft und Technik ist insbesondere die Gravitation oder die Schwerkraft, die der kleine Erdenbürger schon empfindet, wenn er die ersten Gehversuche unternimmt. Zwar ist die Formel, die den geringeren als Newton für ihre Wirkungsweise aufgestellt hat, von bedeutender Genauigkeit und nach einer vielhundertjährigen Prüfung durch die Astronomie von beinahe kosmischer Gewissheit. Aber eine einwandfreie Erklärung ihres Wesens hat bis heute noch kein Physiker erdacht; eine bunte Reihe von teilweise absonderlichen Erklärungsversuchen zieht sich von Newton bis Einstein. Ist doch der Äther, mit dem man sie als Medium ihrer Fortpflanzung oder Wirkungsweise gerne vergesellschaftet, genau solch ein windiges Gespenst wie sie selbst. Somit ist es verständlich, wenn ein großer Teil der Gravitationsforscher sie als Phänomen der vierten Dimension auffaßt.

Bei dieser betrübenden Sachlage muß es als kühn und phantastisch erscheinen, wollte man von einer „Ausnutzung“ der Schwerkraft reden. Das Projekt aber, die Schwerkraft direkt für die Kraftgewinnung auszunutzen, hat eine vielhundertjährige Geschichte: Es ist die Geschichte des mechanischen „Perpetuum mobile“, jenes raffiniert erdachten Apparates — meist ein Rad oder ein Radsystem —, mit dessen Hilfe man die Schwerkraft zur ewigen Triebkraftquelle machen wollte. Die genialsten Köpfe des Mittelalters, Leonardo da Vinci nicht ausgenommen, haben sich wenigstens zeitweise an dem kühnen Problem berauscht. Die meisten dieser Schwerkraftmaschinen sind nicht aus der Pergamentfläche herausgekommen, entsprechend der damaligen Art der Naturwissenschaft, die mehr der Natur ihre Gesetze diktieren, als sie ihr durch Beobachtung und Experiment entnehmen wollte. Zudem litten alle entsprechenden Versuche an einer völlig falschen Auffassung der Gravitation. Längst hat die Wissenschaft diesen phantastischen Zielen den Rücken gekehrt. Kein Patentamt nimmt entsprechende Anmeldungen mehr an. Aber der Gedanke des Perpetuum mobile als Schwerkraftmaschine lebt unverrückt in der Welt der kleinen Erfinder fort. Es ist noch nicht lange her, daß man in London eine Vatiengellschaft mit vielen tausend Pfund Sterling Grundkapital gründete, welche die Schwerkraft technisch auszunutzen

wollte. Es war die Predavals Power Comp., und das Fundament ein verkapptes Perpetuum mobile des Ingenieurs Predaval.

Indirekt wird in Wirklichkeit die Schwerkraft überall dort ausgenutzt, wo in der Natur Höhenunterschiede bestehen. Natürliche Höhenunterschiede liefern die Erdoberfläche. Geologische Gewalten haben einst im Kampf gegen die alles nivellierende Schwerkraft Berge und Täler gebildet und damit ungeheure Niveau-Unterschiede. Gewaltige Massen von Schnee, Wasser und Gestein befördert gegenwärtig die Schwerkraft dauernd zu Tal und wird dabei zu einem wichtigen geologischen Umbildungs- und Ausgleichsfaktor. Dieser Ausgleichsprozess hat erst ein Ende, wenn die der Schwerkraft genehmigte Idealform des Erdballes erreicht ist. Es ist längst gelungen, diesen Vorgang in technisch auszunutzenbare Bahnen zu lenken, soweit man die abwärts bewegten Wassermassen berücksichtigt. Unsere riesigen Wasserkräftewerke im Gebirge und an den Flüssen bemessen es. Es ist Ansichtssache, ob man hier von „Wasser“, „Schwerkraft“ oder „Sonnenkraft“ redet.

Ähnliches gilt von der Ausnutzung der Gezeitenkräfte. Ebbe und Flut sind ein Ausfluß der zwischen Sonne, Mond und Erde tätigen Gravitationskräfte, sind Pulsationen ungeheurer Wassermassen in einem zeitlichen Intervall von 6 1/2 Stunden. Die Höhenunterschiede (5–30 Meter) sind unmittelbar von Schwerkraftströmen geschaffen. Ihre Ausnutzung durch die umfangreichen Turbinen-Gezeitenwerke in Frankreich und England ist somit eine direkte Ausbeutung der Schwerkraft. „Zum ersten Mal ist damit sozusagen ein kosmischer Mechanismus vor den Wagen der energiehungrigen weißen Rasse gespannt“ (R. Vammel). Etwa 34 Millionen Kilowatt lassen sich unter Ausnutzung sämtlicher Küstenflächen gegebenenfalls gewinnen, und auch diese sind nur ein geringer Prozentsatz der tatsächlich auftretenden Gezeitenkräfte.

Gegenwärtig geht durch die Literatur und Presse die Nachricht, daß es gelungen sei, eine Pulsation der Schwerkraft selbst festzustellen. Für jeden Ort der Erde schwankt die Stärke der Anziehungskraft und damit das Gewicht eines Körpers in einem Zeitintervall von 12 Stunden. Die auftretende Gewichtsänderung ist eine deutlich meßbare. Diese von dem Astronomen Courvoisier auf der Sternwarte von Neubabelsberg entdeckte Erscheinung hat bereits zu der Theorie geführt, daß die Erde auf Grund einer Fortschrittsbewegungsgeschwindigkeit von etwa 750 Kilometer in der Sekunde sich in der Bewegungsrichtung um etwa 16 Meter abplattet. Da gleichzeitig eine Drehung um die Achse erfolgt, erreicht innerhalb eines Tages jeder Ort das Gebiet der Abplattung, und damit ist ein Pulsieren seines Gewichtes gegeben. Periodische Veränderungen einer Kraft sind im allgemeinen mechanisch auszunutzen. Der Techniker darf und wird nicht vorbegehen an dieser Laune der schwankenden Erdschwere. Ein neuer „kosmischer Mechanismus“ wird die Frucht seines Nachdenkens sein, selbst wenn es nur eine Uhr ist, deren bewegendes Prinzip die Erddrehung und die Erdmänderung ist. Sie wird ein Gezeitenwerk in ganz neuartigem Sinne sein.

Höhenunterschiede können unmittelbar die Ursache elektrischer Kraft werden. Es sind bereits mehrere Jahrzehnte verfloßen, seit man einen deutlichen Einfluß der Schwerkraft auf elektrostatische Prozesse feststellte (Mamfau 1902). Die entsprechende

den Experimente sind fast völlig der Vergessenheit anheimgefallen. Der Name des oben genannten Forschers bürgt für ihren wissenschaftlichen Charakter. Zwei völlig gleiche Metall-

Es genügt darauf hingewiesen zu haben, daß der Traum der Perpetuum-Mobilenkünstler, so verworren und verzerrt er auch früher sich geformt hat, vielleicht in absehbarer Zeit zu ungeahnten Wirklichkeitsformen erfüllt wird.

Neue kleine Wahrheiten.

Von Max Grube-Meiningen

Laß dich nicht gleich den Kopf verdröseln. Wenn einer gar so weise tut. Wer alles besser will verstehen, Versteht gewöhnlich gar nichts gut.

Laß, deine Reider immer schreien, Zieh deines Flades unentwegt; Der Gassenjunge wirft den Stein Nur nach dem Baum, der Früchte trägt. Die Jugend dünkt sich immer klug. Das Alter dünkt sich immer weise, Jede Station der Lebensreise Seht: Selbstbetrug.

Von chinesischen Bettlern und Wu, dem König.

Von S. v. Förster-Streffleur-Wien.

Wenn ich sein Bild nur festhalten könnte, wie er damals vor mir stand, der alte Wu: Bettler, Dieb und König zu gleicher Zeit. Er starrte von Schmutz, und die Fesseln hingen ihm am bageren Körper herunter, doch seinen Kopf trug er stolz, und der Bettelstab wurde in seiner Hand zum Szepter.

Es war in der Umgebung Schanghai's, als wir auf dem Wege zur großen Pagode in eine Bettlersiedlung hineingerieten. In den engen Straßen mußten wir ausweichen, um keinen Umweg zu machen, und konnten den Wagen erst später wieder beugen. Gärten wir gemut, was uns erwartete, wir würden den Umweg nicht gemacht haben. Es war ein heißer Sommer, nachmittags. Uebliche Gerüche strömten uns entgegen, und die Bilder der Straße spotteten jeder Beschreibung. Menschen wie Tiere, in Stroh und Schmutz vor elenden Lehmhütten hockend; nackt, verkommen, ohne jedes Schamgefühl. Kinder, im Straßen- kot kugelnd und mähelnd, wie junge Schweine es nicht besser könnten. Inmitten eines Drahtverhaues befanden sich einige verstümmelte, mit Ausatz behaftete Gestalten, auf deren Beschreibung ich nicht näher eingehen will. Es waren die einzigen, die uns später nicht bedrängen konnten, als ich auf den unglücklichen Einsatz kam, den Kindern Kupfermünzen hinzumerfen. Das war ein Zeichen zu allgemeinem Aufstand. In demselben Augenblick, als die Leute die Münzen sahen, waren wir von einem Anäuel elender Menschenleiber umringt und darin verwickelt, ein Geheul umtobte unsere Ohren, und ich fürchtete, unsere letzte Stunde sei gekommen. Ueber dem Menschenknäuel sah ich noch einen Augenblick eine Riesengestalt hervorrage, dann bedeckte ich mein Gesicht mit beiden Händen. Mein Begleiter, mit den Sitten des Landes vertrauter als ich, zog rasch eine Münze aus der Tasche und reichte sie dem Riesen. Da hob dieser mit einem bonnernden Fluch seinen Stab, und sofort stob die Menge scheu auseinander, uns nur mehr aus der Ferne ihre gelpflichten Arme stehend entgegenstreckend. Unser Betreuer war Wu, der Bettlerkönig. Sein Schutz ist leicht zu erkennen. Die verarmten Neuglein in seinem Diebesgeschicht blinzelten uns verständnisvoll zu, während auch er die Hand ausstreckte, um eine größere Summe für seine Selbstentlastung zu begehren.

Es gibt in China wenig Bettler, die nicht einer Vereinigung angehörten. In jeder Provinz unterstehen diese Banden einem sogenannten Bettlerkönig. Die Bettler sind verpflichtet, ihm einen Teil des erhaltenen Almofens zu übergeben, und er verwaltet das Geld für sein Volk. Der König besitzt unbeschränkte Macht über seine Scharen, und wenn er dazu Lust hat, beschließt er auch das Publikum vor Ausschreitungen und Ueberfällen derselben, wie wir es eben erleben. Die chinesischen Bettlerorganisationen sind uralte und der König immer ein Vorbild des Gloriums. Seine Würde ist erblich, doch kann er auch abgesetzt werden, wenn er als Verschwender oder Opiumraucher die eingebrachten Gelder vergeudet. Jeder König muß dem Landesbeamten eine Steuer entrichten, damit dieser ihn seines Amtes waltend läßt. Viele wohlhabende Einwohner eines Ortes hingegen zahlen dem Bettlerkönig jährlich eine Summe, um sich unter seinen Schutz zu stellen. Sie erhalten dafür ein Zeichen an ihre Türe gemalt, dem Armen als Verbot, in diesem Hause zu betteln. Wehe dem reichen Einwohner, der mit dem König nicht auf gutem Fuße steht! Er wäre unzähligen Zudringlichkeiten, Plagen und Diebstählen ausgesetzt, denn der diebische Gang des ungebildeten Chinesen ist unüberwindlich. Auch der tiefeingemurzelte Aberglaube der chinesischen Bevölkerung kommt den Bettlern zugute. Findet eine Hochzeit statt, so versäumt die betreffende Familie es nie, eine Summe an die Bettler zu schenken, denn diese Tat bringt dem neuvermählten Paare Glück. Ebenso erhalten die Armen ihren Tribut bei dem Bau eines neuen Hauses, bei der Eröffnung einer Anstalt, bei einer Beerdigung usw., um die Geister gut zu stimmen. Als ganz besonders unheilvoll für eine Familie gilt es, wenn eine kranker oder alter Bettler vor der Tür ihres Hauses stirbt. Wie kann sie sich davor schützen? Ganz einfach durch Geldgeschenke, denn das Sterben vor der Tür eines reichen Hauses ist eine bekannte Erpressung. Ein alter Mann kommt jammernd dahergegangen. Vor der Tür eines Reichen ruft er aus und verfällt in heftige Krämpfe. Nun stürzen Diener mit Geschrei heraus und wollen ihn vertreiben, doch umsonst, der Arme ist halbtot und kann nicht mehr aufstehen. Das bringt dem Hause furchtbares Unglück. Also muß zum letzten Mittel gegriffen und ein Haufen Geld geholt werden. Auf diesen Augenblick aber haben andere Bettler gewartet. Sie eilen herbei, nehmen das Geld in Empfang und tragen ihren sterbenden Kameraden fort, der wahrlich einlich an der nächsten Straßenecke schon munter davonläuft.

Das Betteln wird in China durch die buddhistischen Lehren gefördert. Diese predigen das Almofengeben in strengen Worten, und Betteln gilt niemals als Schande. Mancher berühmte Mann mußte in seiner Jugend betteln, wenn auch gewiß nicht auf so zudringliche und auffällige Art wie diese organisierten Sorden. Die elenden Geschöpfe peinigen sich vor den Augen der Angebeteten oft selbst, um deren Mitleid zu steigern. Ein alter Mann hat sich einmal vor unseren Augen ein Messer in den Kopf gestochen und es immer wieder herausgezogen. Doch bei allen chinesischen Gauklerkünsten weiß man nie, ob der Vorgang nicht auf einer Täuschung beruht. Wirkliches Mitleid erregen in China nur die zahllosen blinden Bettler jeden Alters. Bettler hört man oft einen Blinden in eigentümlich klagenden Tönen hören, damit die Vorübergehenden nicht an ihn stoßen. Das Umwerfen eines Blinden wird polizeilich bestraft. Manchmal ziehen ihrer mehrere, sich an den Händen haltend, gemeinschaftlich durch die Straßen. Dieser Anblick macht einen unendlich traurigen Eindruck, und man schaudert, wenn man hört, daß die Blindheit in China größtenteils durch Unwissenheit und Unreinlichkeit entsteht. Diesen Bettlern gibt jeder gern ein Almofen. Die Zudringlichkeit der Massen jedoch findet kaum in einem anderen Lande ihresgleichen, und so mögen, um sie einzudämmen, im Laufe der Zeit die Organisationen und das von der Regierung gestattete Zusammenhalten unter einem „König“ entstanden sein.

Von König Wu's Bettlerkolonie konnten wir uns erst durch ein weiteres Lösegeld freimachen. Vergnügt lachend wies er uns daraufhin mit majestätischer Bewegung den freien Weg durch sein Dorf, und den grauenhaften Schmutz hinter uns zurücklassend, hielt unser Wagen bald vor dem ehrwürdigen alten Bau einer chinesischen Pagode. Ihre Spitze ragte in den blauen Himmel hinein, während ringsumher die Ebene rosenrot mit blühenden Pfirsichbäumen besät war.

Hier ist das Leben voller Gegensätze.

Tragisch.

Ein kubistischer Maler, der alle Leute so malte, wie sie be-
"nimmt nie auszuheilen würden, bekam Besuch von einem Freunde
„Hast du ein neues Gemälde fertig?“
„Ja, hier...“

„Lange kann der Freund nach, was die Leinwand wohl dar-
stellen könnte, er dachte an Frösche in Buttermilch oder an der
Blutkreislauf der Ameisen. Dann fragte er doch, was für ein
Landschaft gemeint sei.“

„Das sind meine Eltern.“ erwiderte der Kubist unwillig.
Wieder sah der Freund finnend auf die Malerei, dann
meinte er:

„Sage mal, würdest du deine Eltern vom Bahnhof ab-
holen, wenn sie so auslächten?“

Der Wasserhahn.

Von Adolf Obée.

Noch heute begreife ich nicht recht, wie das zugegangen ist. In unserer Küche war der Wasserhahn des trockenen Tones fast. Der Klempner erschien, erklärte, der Hahn hätte die Altersgrenze erreicht, und baute ihn ab. Ein neuer kam an seine Stelle, der noch nicht vom Selbstbestimmungsrecht angekränkt war, sondern wie ein Parlamentsredner den Quell sprudeln ließ oder abstoppte, wie es verlangt wurde. Der alte schlug sein Domizil im Abfallkasten auf.

Dort fand ich ihn, als ich aus der Schule kam. Für was ein Quartaner keine Verwendung haben sollte, möchte ich nicht wissen. Spiegelblank gepulvt wurde der Hahn noch am selben Nachmittag gegen 75 Vießbilder an Clemens Möller abgetreten. Vorherige Befestigung der Bilder war zwar verboten, aber Möller sammelte nicht und verstand nichts davon. Vielleicht war ein wertvolles darunter, womöglich gar das „3“ aus der Alphabetserie, das trotz phantastischer Preisgebote niemand aufstreifen konnte.

Voller Spannung wurden die Bilder durchmustert. Das 3 war nicht darunter, aber zwei andere machten mir „eine Gruppe voll“. Die restlichen 73 hatte ich schon alle. Es war mit bitterem Leid um meinen Wasserhahn.

Glücklicherweise aber hatte Karl Wolf gerade einen Briefumschlag mit „garantirt unsortiert“ Briefmarken erstanden, und da er nichts darin gefunden hatte, hatte er ihn sorgfältig wieder zugeklebt und überließ ihn mir gegen die Vießbilder.

Zu Hause machte ich den Umschlag auf. Nein, die Spannung! Vielleicht... mer konnte wissen... die blaue Wappentafel... oder wenigstens die rote... Leider war keine von beiden darin. Nur eine Kap der guten Hoffnung konnte ich gegen eine schlechtere aus meinem Album vertauschen, ehe der Umschlag wieder zugeklebt, das „garantirt unsortiert“ mit Blaustrich unterstrichen und hierdurch der Paul Teiler bemogen wurde, mir seine Angel dafür anzubieten. Er hätte vorige Woche eine Forelle damit gefangen.

Angeln war schon was. Am Nachmittag beim Baden probierte ich den neuen Erwerb ausgiebig. Forellen waren begreiflicher Weise keine da, nicht einmal Weißfische.

Trotzdem hatte ich einmal etwas. Ich zog und zog und schrie aus Leibeskräften. Der Bademeister kam mit dem Rettungsring gerannt und blieb verblüfft stehen.

Schon vor acht Tagen war dem Kammermusikus Probst, dem ersten Geiger vom königlichen, der Spazierstock mit dem echten Goldknopf ins Wasser gefallen. Der Musikus hatte eine fürstliche Belohnung zugesichert, wenn einer den Stock fände. Mitleid hatten wir uns fast die Seele aus dem Leibe getaucht, fünf Meter tief... vergebens.

Jetzt hatte ich den Stockfisch unversehens an der Angel Gerade unter dem Goldknopf hatte ihn der Haken gefaßt.

Im Triumph wurde die Beute dem Musikus zugefragt und erwartungsvoll dreingesehen, was für ein Wunder der Zaubersab wirken werde. Probst war höchlich erfreut und schenkte mir eine Sperrfischkarte zur „Zaubersfische“ am selben Abend — in der ersten Reihe, ganz vorn an der Brüstung, über die er mir vor allen Leuten die Hand reichte, dieselbe Hand, mit der er dann herrlich geigte.

Gefüllt bis an den Rand vom Erlebnis des Abends, erzählte ich am nächsten Morgen in der Frühstückspause dem Alfred v. Weidung von meiner Glücksangel. Er wollte sie haben. Nicht um Indiens Schätze! Da zog er mich in eine Ecke und flüsterte mir ins Ohr: „Aber für die Goldfelder Kaliforniens?“

Ich fuhr zurück. „Auf den Goldfeldern Kaliforniens?“ — das war das begehrteste aller Bücher, ein faustdicker Schmök, den aber wegen des hohen Preises niemand besaß. Weidung hatte die Kostbarkeit bisher verheimlicht.

Gegen die Angel verpachtete er mir die Goldfelder auf eine Woche zur Ausbeutung — acht Tage voller Spannung und Erregung, voller Abenteuer und nächtlicher Träume, voller Hunger, Not und rasender Kämpfe gegen eine Schurkenbande, die gerechterweise — wie mir damals schien — nur die „Hounds“ genannt wurden; inzwischen habe ich freilich einsehen gelernt, daß dergleichen eine grobe Hundebeladung ist.

Schließlich aber war doch die letzte Seite herangewacht. Die schöne Erlebnisgeschichte schien abgerissen. Mein Wasserhahn begann mich wieder zu schmerzen.

Den hatte der Clemens Möller inzwischen anatomisiert und wieder faulerlich zusammengeschnitten, als er auf die ausgelagerte Spindel stieß, um ihn dann an den Fritz Dietrich zu verlauschen, der von seiner Lokomotive noch den Dampfkessel besaß mit einem Stüchchen Rohr daran. Das andere, Zylinder, Räder, Chassis, war schon früher umgewertet worden. Clemens Möller aber wußte mit dem Kessel nichts anzufangen und fragte mich, was man damit machen könnte.

Ich wußte schon etwas, zog ihn in eine Ecke und gab ihm gegen den Kessel die Goldfelder drei Tage — Ehrenwort! — in Unterpacht. Der arme Kerl wollte sein Wort halten, las Tag und Nacht und hatte den Genuß noch konzentrierter als ich. Er brachte es wirklich zumege; eine Stunde Arrest wegen gänzlichen Unvorbereitetseins kam ihm zum Auskosten des Schlusses sehr gelegen.

Inzwischen war der Dampfkessel mit einem Untergerüst versehen, halb mit Spiritus gefüllt und geheizt worden. Nicht lange, so schoß aus dem Endrohr Dampf, in der man Dinge schmelzen konnte, die durch kein anderes Zureden zu erweichen gewesen waren. Auf das bißchen Leib und Leben, das man dabei riskierte, gibt man in der Quarta noch nicht viel.

Fritz Dietrich aber hatte den Wasserhahn gleichfalls vor innen beschaut und wollte von Clemens Möller seinen Kessel wieder haben. Der aber sagte, getauscht sei getauscht, und den Kessel hätte er gar nicht mehr. Also kam der Fritz Dietrich zu mir. Als er sah, was aus seinem Lokomotivrest geworden war, geriet er in Begeisterung und fragte, ob wir tauschen wollten. Ich hatte nichts dagegen. Was man mit dem Kessel anfangen konnte, wußte ich nun. Er griff in die Tasche und holte den Wasserhahn hervor, spiegelblank gepulvt.

Einen Augenblick war ich sprachlos. Dann schlug ich ein. Mit dem wiederertauschten Eigentum stürmte er davon, und ich stand da mit meinem Wasserhahn in der Hand.

Eine Fülle von Spannung, Erregung und Seelenerhebung war aus ihm auf mich niedergeströmt, und dabei hielt ich ihn wieder in der Hand, genau so blank und gerolicht wie zuvor. Der Himmel möchte wissen, was ich nun eigentlich für all das begahlt hatte.

Noch heute begreife ich nicht recht, wie das zugegangen ist.

Der Teufelsberg.

Skizze von Walter Erbe-Rudolstadt.

Inge hatte den Maler durch Dr. Schulz kennen gelernt. Schulz hatte sie zu einem Spaziergang nach dem kleinen Wald, dörichen, das eine Stunde von dem Badeort entfernt war, aufgefordert. Er wollte einen Jugendfreund, der dort wohnte, besuchen. Der Maler nahm sie gastlich auf, und sie verlebte einige anregende Stunden mit dem geistreichen Sonderling. Wolf Bartel, der Maler, führte sie gegen Abend auf einen einsamen Jägersteigen wieder ins Tal hinunter. Die Abendsonne lag golden auf den waldigen Höhen. Auf einer Bergkuppe hob sich deutlich ein ragendes Kreuz von dem klaren Himmel ab.

„Was ist das für ein Berg?“ fragte Inge.

„Der Teufelsberg“, antwortete Bartel.

Schulz lachte. „Der Teufelsberg trägt ein Kreuz?“

„Nach einer alten Sage soll der Teufel dort auf dem Berge haufen. Ueber einen Pfah auf der Bergspitze aber hat er keine Macht. Eben dort wo das Kreuz steht. Rings um das Kreuz ist ein Kreis mit Felsblöcken gebildet. Wer die Steine um das Kreuz gelegt hat, weiß heute keiner mehr. Es werden Wunderdinge von dem eingefriedeten Pfah da oben erzählt. Wenn ein Freitag mit dem Neumond zusammenfällt, kann man eine Stunde nach Sonnenuntergang seine zukünftige Frau oder seinen zukünftigen Mann sehen. Man kann auch sehen, wer in seiner Verwandtschaft in der nächsten Zeit sterben wird.“

„Und das Volk glaubt daran?“ fragte Schulz lachend.

„Ja, es glaubt sehr daran. Ich kenne gar manchen, der auf dem Teufelsberg gewesen ist.“

„Wir sollten es einmal ausprobieren!“ rief Inge unternehmungslustig. „Es gilt! — Wenn der Freitag mit dem Neumond zusammenfällt, erwarte ich Sie. Da führe ich Sie auf den Berg.“ Lachend schüttelten sie sich die Hände. Es war wie ein Versprechen, das sie sich gaben.

Und nun waren sie wirklich auf dem Weg zum Teufelsberg. In dem heraufdämmernden Abend schritten sie über die lumpigen Wiesen. Der Maler ging voran, und Inge folgte ihm. Es war ihr nun doch etwas beklommen zumute, und sie fand plötzlich den Gedanken verrückt, mit einem fremden Mann bei Nacht auf einen Berg zu steigen. — Sie kamen auf einen Holzweg, der breit genug war, daß sie nebeneinander gehen konnten. Bartel erzählte von dem Berg:

Das Kreuz steht seit uralten Zeiten. Wind und Wetter haben es wohl oft zu Fall gebracht. Aber es hat immer wieder Menschen gegeben, die es aufrichteten. Auch jetzt lebt im Birkenhain noch ein Mann, der für das Kreuz sorgt. Aus meiner Knabenzeit habe ich den Mann als einen verwilderten Menschen mit schenen, unstillen Augen in Erinnerung. Die Leute gingen ihm am liebsten aus dem Weg. Später erfuhr ich von ihm selbst, wie er zu der Mißachtung der Menschen gekommen war. — Er war früher Jäger gewesen, ein schmucker Bursch, dem die Mädchen gern nachguckten. Eines Tages ging er die Dorfstraße entlang. Da sah er an der Tür eines Wirtshauses, das nicht den besten Ruf hatte, ein Mädchen stehen. Sie war ihm fremd. Sie war schlank und rank und hatte ein hübsches Gesicht. Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt und wiegte den Körper leise hin und her. Dabel lachte sie den Jäger an, daß die weißen Zähne blitzten. Da ging er auf sie zu und redete sie an. Sonst war ihm das Wirtshaus nie gut genug gewesen, aber dem hübschen Mädchen zuliebe kam er nun fast täglich. Es dauerte nicht lange, da nannte er das Mädchen seine Braut. Die Leute spotteten über ihn und ließen es nicht an hämischen Bemerkungen fehlen. Sie wußten auch manche unsaubere Geschichte von der Kellnerin zu erzählen. Der Jäger war jähornig und drohte, dem den Schädel einzufahren, der über seine Braut etwas sagte. Da schrien sie und lachten ihn hinter seinem Rücken aus. — Einmal trat er im Wald einen alten Holzarbeiter, der ein ferner Verwandter von ihm war.